Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kongreß fand 1928 in Oslo statt unter dem Vorsitz des heutigen norwegischen Außenministers Koht. 1933 tagte man in Warschau; das Präsidium ging damals an Prof. Harold Temperley-Cambridge über, der nun dem Zürcher Kongreß vorstand, um in der Schlußsitzung sein Amt dem Amerikaner Waldo G. Leland abzutreten. Die Kongresse finden alle 5 Jahre statt, das Komitee tagt jährlich einmal; für seine nächste Sitzung (Mai 1939) ist Prag in Aussicht genommen.

Die Hauptarbeit wird in zahlreichen Kommissionen geleistet, von denen hier nur einige erwähnt seien. Die Kommission für diplomatische Geschichte gibt die Listen der diplomatischen Vertreter aller Länder unter Leitung von Generalstaatsarchivar Bittner heraus, eine Kommission für Verfassungsgeschichte beabsichtigt eine Sammlung der geltenden Verfassungen der einzelnen Staaten zu publizieren, diejenige für Bibliographie veröffentlicht jährlich die „International Bibliography of Historical Sciences", der Archivkommission ist der „Internationale Archivführer" zu verdanken; ferner gibt es Kommissionen für Kolonial-, für Kriegsgeschichte, Ikonographie, Chronologie usw. Über ihre vielseitige Arbeit, ihre Anregungen und Wünsche berichteten die Vertreter der Kommissionen in der Schlußsitzung des Komitees am Sonntag den 4. September.

Nachdem die Kongressisten in ihre Heimat zurückgekehrt sind, sei der Wunsch erlaubt, daß die vielen angeknüpften Beziehungen, die wissenschaftlichen Anregungen und Aussprachen ihre Früchte bringen werden, vor allem aber auch, daß unser gastgebendes Land auf die verständnisvolle Achtung aller Teilnehmer zählen kann, die erkannt haben mögen, daß die kleine Schweiz ihren Platz im großen Reich der Geschichtswissenschaft behaupten will und kann.

Paul Kläui.

Bücher Rundschau

Schweizer Autoren.

Fritz Rippmann: Johann Rudolf Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn 1590—1667. Herausgeber Burgerliche Museumsstiftung, Stein am Rhein 1938.

Das Bild eines außergewöhnlichen Schicksals eines Schweizers im Ausland entrollt die vorliegende Schrift. Schon der Auftakt zu der ruhmreichen Laufbahn Schmids, eine zwanzigjährige türkische Gefangenschaft, ist absonderlich genug. Aus dieser vom österreichischen Residenten in Konstantinopel losgekauft, steigt Schmid in einigen Jahren selbst zum Vertreter des Kaisers beim Sultan auf. Und es sind bewegte Jahre, in denen er die Interessen seines Herrn zu vertreten hat (1629—1643): in Deutschland tobt der Dreißigjährige Krieg. Während die Vertreter der andern Mächte bemüht sind, den Sultan in den Krieg gegen Habsburg-Österreich hineinzuziehen, fällt Schmid die undankbare Rolle zu, freundschaftliche Verhältnisse zwischen Kaiser und Sultan herzustellen. Dabei kam ihm freilich zu Hilfe, daß die Türken ständig durch Kämpfe mit Persien festgehalten waren. Die gewissenhaften und sehr aufschlußreichen diplomatischen Berichte Schmids spiegeln den Widerstreit am Hofe des Sultans vortrefflich wieder; besonders wertvoll sind dabei die Lichter, die auf die östliche Politik der Türkei fallen, die vielleicht einzig verhinderte, daß der Sultan nicht auf dem europäischen Schauplatz erschien. — Auch als Schmid, seinem langjährigen Wunsche entsprechend, 1643 Konstantinopel verließ, blieb er weiter im Dienste des Kaisers. Als Internuntius gelang es ihm 1648 den Frieden mit der Türkei zu verlängern. Der Abschluß des Vertrages bedeutet den Höhepunkt im Leben Schmids. Inzwischen in den Freiherrenstand erhoben, zieht er mit großem Gefolge mit dem Rang eines Botschafters nach Konstantinopel und erfährt dort alle Ehren, wie sie kaum einem zweiten zuteil geworden sind. — Als Mitglied und Vorsitzender des Kriegsrates in Wien hatte er die Entwicklung im Reiche des Sultans zu verfolgen. Seine letzten Jahre waren umdüstert von der

zunehmenden Türkengefahr, wenn er auch die Bedrohung Wiens nicht mehr erleben mußte.

Die Dienste, die Schmid einem fremden Dynasten leistete, hinderten ihn nicht, zeitlebens ein guter Eidgenosse zu bleiben. Wie rührend kommt seine Anhänglichkeit an die Vaterstadt Stein am Rhein, mit der er später in stetem Briefwechsel stand, zum Ausdruck im Wunsche nach der Übersendung eines Schweizerkäses. Schließlich ist es ihm höchste Genugtuung, als er anläßlich einer Mission bei der Tagsatzung seine Vaterstadt nochmals betreten kann. — Ein bleibendes Andenken hat er sich bei der Steiner Bürgerschaft erworben durch die Stiftung eines prachtvollen silbervergoldeten, getriebenen Deckelbechers, geschmückt mit den Figuren der drei Kaiser Ferdinand II., Ferdinand III. und Leopold I., in deren Dienst er gestanden, und der drei Sultane Murat VI., Ibrahim und Mehmed IV., an deren Hof er verkehrt. Die Schrift Rippmanns gibt ein lebendiges Bild eines jener vortrefflichen Schweizer, die ein größeres Betätigungsfeld gewählt haben, als es ihnen die Eidgenossenschaft bieten konnte, die aber auch im treuen Dienste eines fremden Herrschers die Treue der Heimat gegenüber nicht vergaßen.

Paul Kläui.

A.-E. Cherbuliez: „Der unbekannte Nägeli". Bischofsberger & Co., Chur 1938.

In diesem Büchlein von 50 Seiten gibt der bekannte Schweizer Musikhistoriker ein Gesamtbild von Hans Georg Nägelis Schaffen und Wirken als theoretischer wie als praktischer Musiker. Er geht dabei von dem Standpunkte aus, daß Nägeli von den Nachfahren allzusehr als bloßer Förderer des Volksgesanges, als „Sängervater" angesehen worden sei. Wichtige Seiten seines Schaffens, die Komposition — die sich auf mehr als 2000 Originalnummern beläuft — die Musikpädagogie, die Musikästhetik, Verlag und Organisation des zeitgenössischen Musiklebens, seien auf diese Weise in Vergessenheit geraten. Diese Auffassung ist wohl zutreffend, und es gewährt einen wahren Reiz, an Hand von Cherbuliez' Darstellung, die nichts Wesentliches unterschlägt, einmal das Inventar dieser an Ideen und konkreten Produkten so reichen Hinterlassenschaft Nägelis durchzugeben. Man erfährt hiebei — was sich der Laie wohl kaum wird träumen lassen —, daß dieser Nachlaß zum großen Teil erst in jüngster Zeit einer umfassenden Sichtung unterzogen wird. Da sehen wir denn mit dem Verfasser noch ein großes Arbeitsfeld für die Musikforscher. Cherbuliez erhofft von der Tätigkeit dieser Pioniere, die eine Nachlässigkeit langer Jahrzehnte überbrücken sollen, in den kommenden Jahren eine vielleicht tiefgreifende Wandlung in der Beurteilung und Wertung Nägelis als Künstler. Darüber wird allerdings in letzter Linie nicht der Musikhistoriker, sondern die Aufführungspraxis der Werke entscheiden. Was in den letzten Zeiten — etwa durch die Aufführungen des Freien Gymnasiums Zürich unter Dr. Georg Walter — zu hören war, läßt Gutes für eine Nägeli-Renaissance hoffen. Sie würde eine Entschädigung bieten für die ironische Tücke des Schicksals, welches Nägeli ausgerechnet in seinem Gedenkjahr 1836 die musikalische Autorschaft des berühmten Liedchens „Freut euch des Lebens" mit kalter Wissenschaftlichkeit wegnehmen mußte.

Cherbuliez' Schrift bietet, neben den biographischen und bibliographischen Arbeiten von Dr. G. Walter und Prof. Rud. Hunziker, einen sehr achtbaren Beitrag zur Nägeli-Kunde, welcher besonders im Kapitel über den Pädagogen, Aesthetiker und Volkserzieher Nägeli viel Eigenes bringt.

Max Fehr.

Simon Gfeller. Von Heinrich Baumgartner. Verlag A. Francke A.-G., Bern 1938.

Prof. Baumgartner hat anläßlich des 70. Geburtstages von Simon Gfeller in einem Vortrag das Werk des Dichters in feinsinnigen und umsichtigen Darlegungen gewürdigt — dieser Vortrag liegt nun in erweiterter Fassung gedruckt vor, und wir freuen uns dessen, da er mit anregender Eindringlichkeit die dichterische Bedeutung Simon Gfellers wägt und dabei manche Fragen aufwirft, die sich einem besonders vor Werken der Mundartdichtung stellen. Ausgezeichnet die Ordnung der Werke des Dichters, seine Konfrontierung mit Rudolf von Tavel, die Erwägungen über das Verhältnis der mundartlichen Sprache der Dichtung zur schriftsprachlichen! Prof. Baumgartner führt nicht nur dem Werke Simon Gfellers, seiner Echtheit und erfrischenden Bodenverbundenheit neue Freunde zu — er öffnet

ihnen zugleich auch die Augen für die besondere Eigenart dieses Werkes und hat auch dem manch Aufschlußreiches zu sagen, dessen Herz der Welt des "Heimisbach"-Dichters schon lange nahe ist. Carl Günther.

Deutsche Literatur.

Hans Bußmann: Hundert Meister der deutschen Sprache. Eine Sammlung großer deutscher Prosa. Verlag Langenscheidt, Berlin-Schöneberg. 1937.

Diese Arbeit ist doch nicht so ganz vorganglos, wie der Herausgeber es wahr haben möchte. Das Deutsche Lesebuch Hugo von Hofmannsthal's (Bremer Presse) verwirklichte mit seinen zwei gewichtigen Bänden den wesentlichen Gedanken schon vorher; heute muß man es allerdings in den Großantiquariaten suchen. Auch Tim Kleins etwas kunterbuntes Buch „Das Erbe" wäre als ein nicht unverdienstlicher Vorläufer zu nennen. Doch soll damit die Anerkennung für die vorliegende Zusammenstellung nicht geschmälert sein. Sie ist sehr gut, enthält fast nur unbekanntere Sachen, und es wird kaum einen noch so guten Kenner des deutschen Schrifttums geben, dem nicht noch dies oder jenes Stück eine volle und freudige Überraschung wäre. Nur tote Verfasser sind berücksichtigt, womit glücklicherweise manche positive und negative Klippe außerkünstlerischer Art umschifft werden kann. Liest man sich in das Buch hinein, so erlegt sich unterhalb aller individuellen Unterschiede, die ja beim Deutschen erheblich zu sein pflegen, doch gefühlsmäßig eine starke Gemeinsamkeit auf. Sieht man von den Allergrößten ab, so stehen sich die einzelnen Beiträger leicht gegenseitig etwas im Licht, und man sollte daher wohl nicht zu viel auf einmal in diesem Buche lesen, sondern es mehr immer wieder zu kurzer Feierstunde hervorholen. Etwas anderes ist's, wenn man gerade den Gesamteindruck will, selbst auf die Gefahr hin, daß er, wie in diesem Falle einer Auswahl ausgesprochener Stilkünstler, sich leicht auch nach seiner negativen Seite hervordrängt. Als diese erscheint uns immer wieder die große Gefahr des deutschen Geistes in der Kunst, nämlich durch die übermächtige Geschwindigkeit des Drangs zu den letzten Dingen die nächste Wirklichkeit zu zerreden, welche doch irgendwie immer die Domäne der Kunst bleiben muß. Darüber hinaus scheint sich uns die Schar der hier gebotenen Prosaisten in drei Typen zu zerlegen. Zunächst solche, die mit Überschwang, mit Sturm und Drang und Gefühl sich um allgemeinste und vorwiegend übersinnliche Gegenstände bemühen. Zweitens dann Geister, die eine archaisierende und volkstümliche Treuherzigkeit suchen. Drittens diejenigen, deren Ideal eine ganz gekühlte, distanzierte, am Romanischen geschulte Prosa ist, welche durch Verschleierung noch zu steigern sucht, was an Subjektivem dahinter stecken mag. Goethes Altersstil, um 1900 wieder entdeckt, mag als kennzeichnend für diese Richtung gelten, die auch ihre großen Gefahren hat, dennoch aber eine sehr wesenhaften Ausdrucksform deutschen Geistes bedeutet. Selbstverständlich prägen sich diese drei Typen sonst hauptsächlich scharf an den Geistern zweiten Ranges aus, während die Größten doch schließlich darüber stehen. Erich Brock.

Hans Böhm: Goethe. Grundzüge seines Lebens und Werkes. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1938.

Auf der Werbekarte für das Goethebuch von Hans Böhm führt der Verlag als Interessenten an: „Alle, die eine kurze Einführung in Goethes Leben und Werke suchen", „die im Berufsleben keine Möglichkeit finden, aus zahllosen Tatsachen, Darstellungen und Untersuchungen sich selber das Bild des Dichters zusammenzusetzen".

In der Tat, wir hätten gerade einem solchen Leserkreis keinen besseren Führer vorzuschlagen. Der Verfasser gesteht, sich äußerster Kürze beflissen zu haben. Auf 160 Seiten wird das ungeheure Bild entworfen. Doch welche haushälterische Weisheit ist da am Werk gewesen! Man darf behaupten, daß in dem ganzen Buch keine einzige Zeile steht, die eine Phrase wäre, für die der Verfasser nicht mit seiner reichen Kenntnis, mit seinem besonnenen Urteil einzustehen vermöchte. Man mag aufschlagen wo man will, den ausführlicheren Abschnitt über „Werther", die halbe Seite über das Alterswerk „Novelle", den Bericht über die Naturwissenschaft, überall wird Wesentlichstes auf klare, verständliche Formeln gebracht und ein Wegweiser aufgestellt, auf den sich jeder ehrlich bemühte Leser getrost verlassen darf.

Besonderen Dank wissen wir Hans Böhm für die selbstlose, so bescheidene wie gediegene Art, mit der er beschreibt und analysiert. Er wählt zur Charakteristik gern erleuchtende Worte der Zeitgenossen oder noch lieber Goethes selbst, und wo er werten muß, hält er sich fern von aller eitlen Originalität und dringt auf Maß und Gerechtigkeit. So lesen wir etwa über den heute so arg umstrittenen Heinrich Meyer:

„Ein sehr ungenialer Freund, aber ein Charakter ist der Schweizer Maler Meyer, Goethe von Rom her bekannt und von ihm an die Weimarer Kunstschule gezogen, sein Vertrauensmann in allen Fragen der bildenden Kunst, menschlich eine ganz reine Erscheinung, in Sachen seines Faches eng und nicht vom besten Einfluß auf Goethe . . ."

Und darüber steht, nach dem im ganzen Buch aufs schönste durchgeführten Brauch, als Motto das Wort: „Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu erleben."

Höchstens für den Bildschmuck bliebe Einiges zu wünschen übrig. In einer solchen Einführung dürfte das gültigste aller Goetheportraits, Stielers Bild, nicht fehlen. Wir gäben gern die Tuschzeichnung von Kraus und Klauers Büste dafür.

Im Übrigen können wir nur hoffen, daß das in seiner Art wohl unübertreffliche Werk die Leser finde, für die es geschrieben ist. Emil Staiger.

Ernst Jünger: Das abenteuerliche Herz. Zweite Fassung. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1938.

„Figuren und Capriccios" heißen diese sechzig kurzen Prosastücke, und es sind Denkfiguren und Gefühlscapriccios, teils träumerische, teils höchst wache Streifzüge durch die erstaunliche und fragwürdige Welt der Vorstellungen und des Gefühls, Blicke durch das fließende und durchsichtige Element der Sprache auf Tiefenwunder des Bewußtseins. Das Außerordentliche wird hier gefeiert, in Sprachgebilden, die selber außerordentlich sind, — Liebschaften mit Blumen und Büchern; hohe und böse Träume; Exzesse der Sinneswahrnehmung; hinter faszinierenden Steinen, hinter gewöhnlichen Gegenständen des Alltags die Beziehungen zu frühen Erdzeitaltern, zu großen Zusammenhängen ahnbar. Melodische Silbenkadenzen wie diese: „Nigromontani liebenswerte Traurigkeit"; Geheimnisse der Farben und des Lichtes; alle Erfahrungen europäischer Bildung und Geschichte, heilige und schlimme, großartige und sonderbare; fürstlicher Leichtsinn, im Umgang mit den nützlichen Ordnungen eines schwerblütigen Philosophen, der die übergreifenden Ordnungen kennt, sich nur kosmisch verantwortlich fühlt, und die „Schleife", mit der ein beweglicher Geist sich der Gefangenschaft im einmalig eindeutigen Schnittpunkt von Zeit, Raum und Kausalität entzieht. Im Land der Erlkönige und Werwölfe wie in unserem Land weist uns der Erzähler die Zeichen, über die wir nachsinnen müssen, die uns Haustiere an die alte Steppenfreiheit erinnern. Wenn wir nun einmal die schmale Spanne zwischen Sitte und Vernunft verlassen, nach denen das Leben der meisten sich regelt, beginnt ein Raum so unendlich und vielfältig wie die Natur, die hinter den Städten anfängt, dort ist die eigentliche Heimat eines abenteuerlichen Herzens.

Ein Lehrbuch der Lebenskunst, in dem man gleich zu Anfang auf „jene zugleich starken und spielenden Sätze stößt, durch die sich die Souveränität zu erkennen gibt" und eine „köstliche Lektüre lukianischer Art" diese „nächtlichen Scherze, die der Geist ohne Regung, wie in einer einsamen Loge, doch nicht ohne Gefährdung genießt". Martin Wackernagel.

Religionsgeschichte und Philosophie.

D. Dr. Josef Holzner: Paulus. Ein Heldenleben im Dienste Christi in religionsgeschichtlichem Zusammenhang dargestellt. Freiburg im Breisgau 1937, Herder & Co.

„Ein kleiner Mann mit zusammengewachsenen Augenbauen, einer etwas länglichen Adlernase, spärlichem Haarwuchs, mit gekrümmten Beinen, das Gesicht voller Anmut, bald wie ein Mensch, bald wie ein Engel aussehend" — an diesen Merkmalen erkannte Onesiphoros den Apostel Paulus nach dessen Vertreibung aus Antiochia (S. 104), und diese Gestalt ist es auch, deren Spuren wir in diesem ganz

ausgezeichneten Buche folgen. Das war der äußere Paulus. Den inneren Paulus schildert uns Holzner an einer anderen Stelle, dort, wo von seiner Ankunft in Athen, von seinem Zusammenprall mit der griechischen Philosophie die Rede ist: „Ob dem Apostel nicht doch das Herz ein wenig geklopft haben mag, als er den Schaft und die goldene Lanzenspitze der Pallas Athene von ferne aufblitzen sah? Als hoch vom Mastkorb herab der Schiffsjunge rief: „Athenai!". Noch nach fast zweitausend Jahren ergeht es wohl jedem, wie es auch mir erging: Alles, was Jahrzehnte von Erziehung und klassischer Bildung an Sagengut und Geschichte, an Liebe zum Altertum und seiner Kunst, an Bewunderung für menschliche Größe und Tragik im Herzen angehäuft haben, das alles wird plötzlich wach, steigt wie aus verborgenen Kammern hervor und fliegt wie ein Lied der Sehnsucht dem unsterblichen Athen und seinem höchsten Wahrzeichen, der Akropolis entgegen. Und Paulus aus Tarsus war doch kein Barbar! Nein, das war er wahrhaftig nicht. Der Mann, der den Philippern ins Stammbuch schrieb: „Endlich, liebe Brüder: alles was immer wahr, was liebenswürdig, was des Ruhmes wert, was edel oder sonst löblich ist, das habet im Sinn!" (Phil. 4, 8), dieser Mann hat alles edle und schöne Menschentum, anständige und feine Sitte, alles, was Menschenwürde heißt, in seiner Bedeutung für das Gottesreich zu schätzen gewußt." (S. 177.) So hoch achtete der Apostel Paulus die griechische Kultur. Derweilen hatte er sie jedoch innerlich bereits überwunden. Den Athenern warf er auf dem Areopag religiöse Rückständigkeit, ja Unwissenheit vor: „Gott ist aus seiner Verborgenheit hervorgetreten und hat die Welt vor die Entscheidung gestellt: ob sie in ihrem bloßen Suchen, Tasten, Ahnen, in ihrem verschwommenen Erlösungsdrang weiter verharren will, oder ob sie umlernen, umdenken, ihre Gesinnung umändern und die Gotteswirklichkeit und Erlösung im Gottmenschen anerkennen will!" (S. 197). Wurde der Apostel auch damals beim ersten großen Vorstoß gegen die griechische Weisheit durch ein Getümmel daran verhindert, den Namen Jesus auszusprechen, so konnte ihn das nicht hindern, seine Botschaft in alle Teile des Mittelmeeres zu tragen.

Ich habe mir vorhin gestattet, einige Stellen aus dem Paulus-Buche von Josef Holzner zu zitieren. Sie sollen dartun, von welcher Art das hier besprochene Werk ist. Rein äußerlich fällt uns schon eine ungemein lebendige Sprache auf, die bei der Gabe des Verfassers zu plastischer Formulierung dem Leser ein eindrückliches Bild der Persönlichkeit des Apostels Paulus vermittelt. Holzner ist aber nicht nur ein glänzender Techniker des Schrifttums, sondern auch ein Mann, der den Stoff zu meistern weiß. So begegnet uns hier Paulus nicht bloß als ein eifernder Theologe aus der Urchristenheit, wir lesen nicht nur eine Biographie wie so viele andere, sondern vor uns entsteht ein echtes Zeitbild, dessen wesentliche Züge mit Sicherheit herausgearbeitet sind. Erst der Wille, Paulus „im religionsgeschichtlichen Zusammenhang" darzustellen, gibt dem Werke seine volle Bedeutung und läßt Paulus zu voller Geltung kommen. Ist doch nicht sein ganzes Leben eine einzige große Auseinandersetzung mit Religionen und Philosophien, mit dem Judentum, mit dem Griechentum, mit dem Heidentum schlechthin? War Paulus, der Christ gewordene „Großstädter und Akademiker", nicht in erster Linie berufen, diese Kämpfe auszufechten? Gerade diese Seite seiner Wirksamkeit erfährt bei Holzner besondere Beachtung, und ich muß deshalb z. B. die Schilderung des Damaskuserlebnisses (S. 26 ff.), die Szene auf dem Areopag in Athen (S. 191 ff.), den Aufstand der Artemisanhänger gegen die Christen zu Ephesus (S. 307 ff.) und den Verteidigungsakt vor Festus und Agrippa (S. 366 ff.), aber auch vor dem Hohen Rat in Jerusalem (S. 351 ff.) als ganz eigenartig treffende Schilderungen hervorheben. Wir bekommen dabei überall nicht nur Einblick in das geographische und ethnische Milieu, sondern auch in das geistige und religiöse, und zudem steht Paulus immer handelnd vor uns, im Wandern und Arbeiten, in der Verkündigung und im Schweigen, in der Missionsmethode und bei der Verteidigung. (Auf Tafel 5 ist fälschlicherweise Caesarea am Mittelmeer als Caesarea Philippi abgebildet.) Bei alledem fehlen Seitenblicke auf die Gegenwart nicht, so wenn es z. B. auf S. 258 heißt: „Paulus blieb in Ephesus zunächst seiner alten Methode treu. Er lebte vom ersten Tag an von der Arbeit seiner Hände und saß von frühmorgens bis gegen Mittag am Webstuhl. Er legte Wert darauf, in einer Geschäftsstadt wie Ephesus zu zeigen, daß Christentum und Wirtschaftsleben sich nicht ausschließen, daß die Religion Jesu

keine Religion für stille Träumer sei", oder wenn uns auf S. 310 bei Beschreibung der Rede gegen die Judaisten zu Antiochia die kommentierenden Worte begegnen: „Es ist eine weitere Etappe seines weltgeschichtlichen Kampfes gegen die judaistische Vergötzung von Blut und Rasse, als wären diese ein notwendiges Vehikel der Erlösung", oder wenn von Antiochia (S. 91) gesagt wird: „Die ganze Stadt roch nach Gerbereien, ein den Juden verhaßtes Gewerbe. Doch der Handel mit Leder brachte Geld, und das Geld roch nicht. So hatte sich hier auch eine jüdische Kolonie angesiedelt".

Josef Holzner ist Katholik, und sein vorzüglich ausgestattetes Buch ist mit dem Imprimatur des Freiburger Generalvikars in einem katholischen Verlage herausgekommen. Wenn ich offen sein will, so muß ich hier gerade bekennen, daß ich deshalb mit einigem Mißtrauen an das Lesen gegangen bin. Belehrung von römisch-katholischer Seite über den Apostel Paulus? War es denn nicht gerade die Reformation, welche Paulus wieder entdeckt hat? Müßte nicht die römische Kirche in erster Linie Luther, Calvin und auch Karl Barth den Dank dafür abstatten? Jedenfalls entspricht es ganz und gar nicht den realen Verhältnissen, wenn Holzner ohne Anerkennung der positiven Leistungen des Protestantismus um Paulus einzig von einem „weltgeschichtlichen Mißverständnis, das die Reformation angerichtet", spricht. Indessen lassen sich ja die protestantischen Bemühungen keineswegs einfach übergehen. Sind auch Luther, Calvin und Barth nicht genannt, so konnte doch der Verfasser um die Arbeiten von Deißmann, Harnack, Lietzmann, Schlatter und Weinel nicht herum kommen — er hat sie offen zitiert — und ebensowenig konnte er modern protestantische Formulierungen — wie die Bezeichnung Gottes als „des ganz Anderen" — außer Acht lassen oder von der Beza-Handschrift absehen. Der protestantische Standpunkt ist auch in der Biblizität auf Schritt und Tritt wohltuend bemerkbar. Natürlich hält sich das Ganze im Rahmen der katholischen Lehre und weist damit katholische Eigentümlichkeiten auf (Heiligkeit S. 54, 70; kath. Autoritätsprinzip S. 79; Priester- und Bischofsweihe S. 107; Sakramente S. 257; Kennzeichen der Kirche S. 125; Ignatius von Loyola S. 31 u. s. f.), aber es läßt sich nirgends sagen, daß sich dieser Katholizismus aufdringlich gebärde. Besonders in Hinsicht auf die überall gegebene Würdigung der Apostelbriefe tritt die schriftgemäße Auslegung erstaunenswert klar hervor. Immerhin kann ich nicht unterlassen, eine unschöne Bemühung zu erwähnen. Holzner möchte nämlich die Reformation mit Bezug auf ihre Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben (S. 278) ins Unrecht setzen, und wagt es sogar teilweise, unter dem Vorwand der Berichtigung des Protestantismus, die vom Protestantismus wieder ans Licht gestellte Lehre darzubieten. Fürwahr, da herrschte bei der Reformation kein „Mißverständnis"! Sie mußte kämpfen gegen die römische Lehre von der Rechtfertigung durch „gute Werke", und es gilt auch heute noch, daß solche nicht einmal für den gläubigen Christen ein Verdienst, sondern nur die Erfüllung einer Schuld gegenüber Gott darstellen. Im übrigen bleibt es aber bei dem Gesagten. Für uns Protestanten ist das Buch fast interessanter durch das, was es nicht sagt, als durch das, was es sagt. Darin liegt eine staunenswerte Kritik an der römischen Kirche selbst, die nur stellenweise schüchtern durchdringt, etwa in der Ablehnung der Devotionalienhändler (S. 308) und der Inquisition (S. 368). Im Großen und Ganzen atmet Josef Holzners Werk einen stark biblischen Geist, über den sich niemand mehr freuen wird als rechte Protestanten. Obwohl es von katholischer Seite stammt, habe ich darum keine Bedenken, es auch den geistig interessierten Angehörigen der evangelischen Kirchen zu empfehlen, insbesondere den Religionslehrern, für deren kirchengeschichtlichen Unterricht es eine Fundgrube von Anregungen und Material bietet.

Walter Hildebrandt.

Konrad W. Hieronimus, Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter. (Quellen und Forschungen). Verlag der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft, Universitätsbibliothek Basel, 1938. 624 S.

Nur kurze Zeit bevor die Glaubenserneuerung dem alten Domstift in Basel ein Ende bereitete, legte der Domkaplan Hieronymus Brilinger in einem „Ceremoniale Basiliensis episcopatus" ausführlich die geistlichen Bräuche und liturgischen Vorschriften des Domstiftes schriftlich nieder, damit sie in alle Zeiten so gehalten würden. Diese interessanten Aufzeichnungen, von denen bisher nur Bruchstücke

publiziert waren, im Drucke herausgegeben zu haben, ist das Verdienst der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft in Basel, die mit der Bearbeitung Konrad W. Hieronimus beauftragt hat, der nunmehr das sorgfältige Werk langjähriger Arbeit vorlegen kann. Aus den Händen des Bearbeiters ist aber mehr als nur eine Ausgabe des Ceremoniale hervorgegangen. Zum Verständnis und zur Erläuterung wurden erklärende Beigaben nötig, die jedoch in weiten Rahmen gefaßt und zu selbständigen Arbeiten wurden, so daß das Werk mit Recht „Das Hochstift Basel im ausgehenden Mittelalter" betitelt ist.

Auf 90 Seiten Einleitung gibt H. einen Überblick über die Verfassung und die wirtschaftlichen Grundlagen des Hochstifts. Weitausholend bietet er einen Abriß der Entwicklung der Domstifte im allgemeinen. Wenn auch hier nicht neue Forschungsergebnisse geboten werden, sondern auf bestehende Literatur aufgebaut wird, so mag gerade das die gute Übersichtlichkeit und Klarheit bedingen. Besonders auch für den Nichtfachhistoriker wird diese allgemeine Einleitung ein ausgezeichnetes Mittel sein, sich über das Wesen eines Domstiftes und manche kirchenrechtliche Verhältnisse zu informieren. Daher hat die Einleitung — ganz abgesehen von den neuen Untersuchungen über die wirtschaftlichen Grundlagen des Basler Hochstifts — selbständigen Wert, was übrigens auch von den andern Beilagen gilt, die gleich hier erwähnt seien.

Zum Verständnis der liturgischen Vorschriften des Ceremoniale war die Kenntnis der Lage der Altäre im Münster wesentlich. Es war hier eine schwierige Aufgabe zu lösen, gab es doch 60 Altäre mit 77 Kaplaneien. H. gibt nun auf S. 321—484 eine vollständige Geschichte der Altäre und Pfründen mit sorgfältigen Quellennachweisen über Stifter und Inhaber derselben, begleitet von zwei Grundrissen. Es ist dies eine vorbildliche Arbeit, von der man wünschen möchte, daß sie auch andernorts mit derselben Gründlichkeit besorgt würde.

Als dritte wertvolle Beigabe ist das Glossar zu nennen. Es erklärt sämtliche im Ceremoniale vorkommenden Ausdrücke, gibt zu den liturgischen Angaben die nötigen Erläuterungen und verzeichnet die darin genannten Gebete und Psalmen. Dieses Glossar, versehen mit vielen Nachweisen, ist ein Nachschlagewerk, das, unabhängig vom besondern Zweck, für kirchen- und liturgiegeschichtliche Fragen fast jede Auskunft gibt (man vergleiche etwa: hostia, lector, suffragium, preces usw.).

Wir möchten fast sagen, daß die Beigaben des Werkes willkommener sind als der Text selbst.

Allerdings, für den, der sich um die Liturgie der katholischen Kirche im ausgehenden Mittelalter interessiert, bietet das Ceremoniale sehr viel. Da dem Abdruck auch eine gut lesbare Übersetzung beigegeben ist, ist es auch ohne weiteres dem Nichtfachmann zugänglich. Der Hauptteil des Ceremoniale gibt die Vorschriften für die Feier der kirchlichen Feste. Brilinger verzichtet auf kein Detail; jede Handlung des Priesters, jeder Schritt wird genau beschrieben. Angaben über die Prozessionen in der Kirche, auf dem Münsterplatz oder, wie an Fronleichnam, durch die Stadt beleben die oft einförmigen Schilderungen. — Erhöhtes Interesse bieten die Angaben über die Feier außerordentlicher Anlässe. So etwa über den Empfang von Prälaten oder des römischen Kaisers. Da wird ausführlich der Empfang König Maximilians 1493 durch die gesamte Basler Geistlichkeit, die ihm bis außerhalb des St. Annatores in Kleinbasel entgegenging, geschildert; und mit sichtlicher Anteilnahme erzählt Brilinger dann vom Trauergottesdienst, der mit großer Feierlichkeit beim Ableben des Königs im Münster gehalten wurde. Oder er läßt uns die Wiederbeschwörung des eidgenössischen Bundes im Jahre 1520, die mit großem Gepränge stattfand, miterleben. Ein anderes Kapitel berichtet genau, wie die Taufe eines erwachsenen Juden vor sich gehen müsse, mit der bezeichnenden Bemerkung am Schluß, daß das Taufwasser nachher sofort ausgeschüttet werden müsse, damit es nicht von alten Weibern zu abergläubischen Zwecken verwendet werde. Dies nur einige Beispiele aus der langen Reihe der Bestimmungen über Totenfeiern, Begräbnisse, Ablaßverkündung, Bitte gegen Unwetter usw.

Mit dem auch drucktechnisch gut gelungenen Band (die Drucklegung überwachte Dr. Georg Boner) hat nicht nur Basel einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Domstiftes erhalten, sondern jeder geschichtlich Interessierte wird das Werk aufs wärmste begrüßen. Paul Kläui.

Peter Kamm: Philosophie und Pädagogik Paul Häberlins in ihren Wandlungen. Verlag Feldegg A.-G. Zürich. 1938.

Weltanschauliche und erzieherische Fragen stellen uns Schweizer heute mehr denn je vor eine Aufgabe der Selbstbesinnung. Bis zum Weltkriege waren wir gewohnt, das gesamte deutsche Geistesleben als ein großes Quellgebiet zu betrachten, das uns Anregungen und entfaltete Lösungen in Fülle anzubieten hatte. Immer haben wir uns das Recht der Prüfung und Auswahl vorbehalten. Aber auch mit dieser Einschränkung floß unserer philosophischen Besinnung und pädagogischen Arbeit doch reiches Gut zu. — Diese Quellen begannen mit und nach dem Kriege zu versiegen. Heute fließen sie wieder, wir aber finden in ihnen nicht mehr, was unserer Eigenart, was unserem Glauben entspricht. Wir sehen uns auf uns selber zurückgeworfen; nur Selbstbesinnung kann uns heute, wenn überhaupt, philosophische und pädagogische Fragen lösen. In dieser Situation werden viele von uns erst aufmerksam auf geistiges Gut, das aus dem eigenen Boden nicht nur, sondern vor allem aus dem eigenen Glauben gewachsen ist.

Paul Häberlins Philosophie und Pädagogik stellt einen Lösungsversuch dar, der zwar nicht der einzig mögliche ist, noch dies überhaupt sein möchte, der uns aber seiner ganzen Art und seinem Gehalte nach näher steht als alles, was uns das heutige geistige Leben jenseits der Landesgrenzen zu bieten vermag. Ob wir uns vorbehaltlos zu ihm bekennen als getreue Schüler, ob wir sein Werk als eine Stufe betrachten auf jenem Wege der Selbstbesinnung, oder ob wir ihn zum Gegner wählen, mit dem es sich zu streiten lohnt, weil die Auseinandersetzung mit ihm immer fruchtbar sein wird, darauf kommt es nicht an. All dies ist bei uns noch erlaubt, und in jedem Falle werden wir durch Häberlin an unsere Fragen herangeführt in einer Weise, der es um die Sache geht und nicht bloß um die Durchsetzung einer einzelnen Position.

Peter Kamm hat es in seinem Buche unternommen, das über 6000 Druckseiten umfassende Werk Häberlins in einem einzigen Bande darzustellen. Er zeichnet das Werk und nicht die Persönlichkeit und ihr geistiges Schaffen. Er macht gedrängte Inhaltsangaben der einzelnen philosophischen und pädagogischen Werke in chronologischer Reihenfolge, vergleicht sie miteinander, kommt zur Feststellung einer mehrfachen Wandlung in der Grundüberzeugung des Verfassers und unterscheidet dementsprechend vier Schaffensperioden, die er bezeichnet als die Periode der religiösen Grundgesinnung (bis 1907/08), die Periode der idealistisch-moralistischen Grundüberzeugung (1910—25), die Periode der religiösen Philosophie (1926—1932) und die Periode der theoretischen Philosophie (seit 1932). Diese scharfe Trennung (die Entwicklung des einen aus dem andern wird immer hervorgehoben) ist möglich, weil eben in erster Linie das Werk, ja die einzelnen Werke dargestellt werden sollen. Gerade die Übersicht über das Ganze aber, welche Kamms Buch ermöglicht, läßt im Leser doch auch wieder den Eindruck entstehen, daß es sich in all diesen „Wandlungen" letzten Endes um den stetigen Gang einer immer tiefer dringenden Besinnung handelt.

Der Darstellung Kamms darf nachgerühmt werden, daß sie getreu und zuverlässig ist. Wer sich mit den Gedanken Häberlins über einen besonderen Gegenstand vertraut machen will, muß natürlich zum betreffenden Einzelwerk selber greifen. Aber auch in diesem Falle wird der Leser dankbar sein dafür, daß ihm das Buch von Kamm ermöglicht, sich über den Gesamthintergrund zu orientieren, von dem sich das ihn besonders interessierende Einzelwerk abhebt. — Zwei Wünsche möchten wir anfügen, deren Erfüllung gerade auf Grund der im vorliegenden Werk geleisteten Arbeit erfolgen könnte: Der eine betrifft die Einbeziehung der Psychologie Häberlins in die Darstellung seines Werkes, der andere die Erörterung der Beziehungen Häberlins zum gegenwärtigen und vergangenen philosophischen und pädagogischen Denken. Gerade der letzte Punkt gäbe Gelegenheit, neben der Distanzierung vom heutigen deutschen Geistesleben doch auch der großen Dankesschuld zu gedenken, die uns auferliegt angesichts des reichen Erbes der deutschen Geistesgeschichte.

Paul Moor.

Werner Milch: Die Einsamkeit. Zimmermann und Obereit im Kampf um die Überwindung der Aufklärung. Aus der Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Bd. 83/85. Verlag Huber & Co., Frauenfeld/Leipzig.

„Johann Georg Zimmermann von Brugg und Jakob Hermann Obereit von Arbon, zwei gleichaltrige Schweizerbürger aus benachbarten Kantonen, beide aus Beruf und Neigung Arzt und Philosoph, zwei Männer, deren Lebensläufe sich so unterscheiden wie Reichtum und Armut, wie stolze Doktrin und demütige Bescheidung, wie sicherer Besitz und Ringen um den Geist, lehren uns, die bunte Fülle der Tendenzen, die ein Jahrhundert bestimmt haben, nicht in eine platte „Polarität" auflösen."

Die oberflächlichen und einseitigen Bestimmtheiten der Aufklärung als Rationalismus und Utilitarismus verschwinden durch die gute Darstellung dieser eindringlichen und fesselnden Doppelbiographie, die an zwei typischen Aufklärungsgestalten sowohl das Gären als auch den Taumel des Geistes jener Zeit vorüberziehen läßt. Zimmermann, in seiner abstrakten Haltung eine rational-verstandesmäßige Natur, oberflächlich und selbstverloren, durchläuft eine glänzende Laufbahn, und als Schüler Albrecht von Hallers beginnend erreicht er die Stellung eines Leibarztes Friedrichs des Großen, weiter des Königs von England und der Katharina von Rußland. Obereit, eine nach der geistigen Seite hin betrachtet tiefere Natur von durchaus emotionalem Gepräge, von der Gesamtheit des Alls durchstimmt, auf Beruf und Erwerb verzichtend, lebte diesem reicheren Gehalte nach in sich selbst verschlossen als „Narr der Welt". Zimmermann, der „Mann und Philosoph von Welt", kann nur in jener gesellschaftlichen Sphäre leben, der die französische Aufklärung Diderots und Voltaires als Vorbild diente, während Haltung und Gebärde Obereits die deutsche Mystik und Naturphilosophie heraufbeschwört, an Jakob Böhme gemahnend. Beide geraten über das Thema: Einsamkeit in einen schriftstellerischen Streit. Und hier zeigt sich nun die „Hintergründigkeit dieses unbekannten achtzehnten Jahrhunderts", wie der Verfasser mit Recht verdeutlicht, daß nämlich Zimmermann und Obereit trotz ihrer Gegensätzlichkeit beide Söhne derselben Zeit sind und jeder die Gegensätze — rationale und mystisch-pietistische Tendenzen — in sich vereinigen kann, sodaß sie beide im Kampfe nach Belieben die Waffen zu vertauschen vermögen. Hegel hat ja diese Möglichkeit in der „Phänomenologie" begründet und begrifflich formuliert. Beide Titelgestalten hatten Beziehungen zum Goethekreis in Weimar. Aber während Zimmermanns geistiger Hochmut mißfiel, fand Obereit als geistiges Original entsprechende Anerkennung. Gegenüber dem Fieber der Gedanken jener Aufklärer steht Weimar und Jena als Reife und Selbstgenügsamkeit des Geistes geläutert im Hintergrunde, mehr noch als Ziel der Geschehnisse dieser Darstellung.

Der Streit um die Einsamkeit erstreckte sich über Jahrzehnte, bis zum durch Schweigen Obereits herbeigeführten Ende, weil dieser „just an unendlich für ihn wichtigeren Träumen der Metaphysik über Kants Critik die größte Speculier-Lust und Lückenbüsserey" hatte. So verworren, geschwollen und sonderbar, kurz: barbarisch, redete und schrieb Obereit stets.

Die hämischen und oberflächlichen Urteile Zimmermanns hatten die Gestalt Obereits lange Zeit verdeckt. Die Absicht des Verfassers zielte sowohl auf eine objektive Beurteilung des Gehaltes der Leistung Zimmermanns, als auch vor allem auf eine gerechte und wahre Würdigung Obereits. „Obereit hat seinen Platz in der Geistesgeschichte verdient als ein selbständiger Denker, nicht nur als ein kleiner von Zimmermann in seine Schranken gewiesener Literat".

Jedoch muß auch ein Irrtum des Verfassers in der Beurteilung Obereits richtig gestellt werden. Eine Leistung Obereits bestand in der Beseitigung der einseitig logischen Beurteilung der Leibnizschen Philosophie durch die Aufklärer; denn Obereit interpretierte die Monadologie als „Metaphysik". Das scheint nach Ansicht des Verfassers einseitig zu sein, uno er weist auf eine Deutung im „erkenntnistheoretischen und darum [?] denkpsychologischen Sinne" hin. Aber wir geben Obereit zustimmend Recht; denn Leibniz ist nur metaphysisch zu deuten, und sein Werk wird durch Erkenntniskritik und mit Hilfe der Denkpsychologie auch nicht im geringsten erfaßt. Ferner macht der Verfasser Obereit den Vorwurf, daß er bei Kant „den fundamentalen Unterschied zwischen Metaphysik und transzendentaler Methode" nicht gesehen habe. Nun, der Unterschied ist gar nicht so fundamental! Zwar wollte

Kant eine bestimmte „Metaphysik", eben die bisher „übliche" treffen, nicht aber die Metaphysik überhaupt, und seine Vernunftkritik, und dazu gehört auch die darin geübte „transzendentale Methode", sollte ein „Tractat von der Methode der Metaphysik" (Kr. d. r. V.) sein. Vielleicht hat Obereit auch das alles gesehen.

Eugen Börlin.

Madame Curie.

Eve Curie: Madame Curie. Gallimard, Paris. 1938.

Es ist sicher ungewöhnlich, daß die erste Biographie einer berühmten Persönlichkeit, wenige Jahre nach dem Tode, von der eigenen Tochter geschrieben wird. Wer in einer Biographie die Wahrheit und nicht die in Nekrologen übliche Verherrlichung sucht, der wird vielleicht Eve Curie's Biographie über Madame Curie nur mit Mißtrauen zur Hand nehmen. Eve Curie jedoch ist ersichtlich die begabte Tochter einer genialen Frau und versteht es, sich ihrer heiklen Aufgabe in glänzender Weise zu entledigen. Es gelingt ihr das scheinbar Unmögliche: ihre grenzenlose Verehrung für die Mutter immer wieder unverblümt zum Ausdruck zu bringen und dennoch eine höchst fesselnde Biographie zu schreiben, die den Stempel der Wahrheit trägt.

Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen uns gleich schon der erste und kürzeste, der die Jugendzeit von Mania Sklodowska, der späteren Madame Curie. umfaßt, völlig in den Bann zwingt. Nichts läßt ahnen, daß Mania später Weltruhm erlangen sollte, vieles aber läßt erkennen, daß hier in Polen, inmitten einer verarmten und politisch unterdrückten, geistig jedoch hoch kultivierten Familie ein außerordentlich begabtes Mädchen heranwächst. Neben allseitiger Wißbegier fällt der unbeugsame Wille schon früh auf. Und, wunderbarer Widerspruch, dieser männlich gescheite Kopf, dieser harte Charakter gehört nicht etwa einem Mannweibe, sondern einer schönen, ja sanften, wenn auch höchst eigenwilligen Frau an.

Die Biographie gipfelt in der dramatischen Schilderung des Kampfes um die Entdeckung des Radiums durch das Ehepaar Pierre und Marie Curie, das durch den tragischen Tod von Pierre Curie allzu früh auseinandergerissen worden ist. Die mutige Weiterführung und Vollendung des gemeinsam begonnenen Werkes durch Madame Curie allein wird uns anschaulich im Schlußteil geschildert.

Der älteren Tochter von Madame Curie, der Nobelpreisträgerin Irène Joliot-Curie ist es vorbehalten geblieben, an wissenschaftlichen Leistungen mit ihrer Mutter zu wetteifern. Daß gerade Eve Curie, die Nicht-Physikerin, es unternommen hat, uns die wissenschaftlichen Taten ihrer Mutter zu erzählen, macht zweifellos den besonderen Reiz des vorliegenden Buches aus. Es gelingt ihr das in einer Weise, die Fachleute und Laien gleicherweise anspricht.

Karl Wieland.

Mittelholzer.

Walter Mittelholzer: Fliegerabenteuer. Mit einem Geleitwort von Werner von Langsdorff. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1938.

In der großen Entwicklungszeit der Zivilluftfahrt, nach dem Weltkriege, hatten wir Schweizer das große Glück, einen Mann in der Reihe unserer Verkehrsflieger zu haben, der durch seine hervorragenden Leistungen den Ruf der schweizerischen Fliegerei in der ganzen Welt begründete.

In Wort und Bild berichtete uns Mittelholzer über seine damals epochemachenden Flüge. Wer kennt nicht die mit prachtvollem Bildmaterial ausgestatteten Bände über den Alpenflug, den Flug nach Persien, nach Kapstadt, an den Tschadsee, Kilimandscharo und nach Spitzbergen.

Für seine englischen Leser gab Mittelholzer eine kürzere Darstellung aller dieser Flüge in einem Band gesammelt heraus, zusammen mit der Beschreibung einer Südatlantik-Überquerung als zweiter Pilot in einem Flugzeug der Deutschen Luft-Hansa und anderer besonders spannender Erlebnisse seiner Fliegerlaufbahn. Diesen Sammelband haben wir nun auch in deutscher Sprache erhalten. In seiner

schlichten Schreibweise und an Hand schöner Lichtbilder führt er uns über ferne Länder und Meere. In Flugzeugen, die immer besser, sicherer und schneller werden.

Es fällt uns auch bei diesen kurz gefaßten Schilderungen auf, mit welcher Selbstverständlichkeit und zäher Energie Mittelholzer seine Flüge, die er sich einmal vorgenommen hatte, durchführt, und wir erleben, wie er neben dem rein Fliegerischen, noch so viel offenen Sinn für die Schönheit der Landschaft und für die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner hat.

Nach der Lektüre dieses Buches versteht man gut, warum so viele luftbegeisterte Schweizer und auch Ausländer nicht nur schlechthin fliegen wollten, sondern sich einen Flug mit Mittelholzer als Pilot und gar wenn möglich einen Alpenflug wünschten. Er ist nicht mehr unter uns. Die Berge, die er so liebte und deren Schönheit und Großartigkeit er uns auf neue Art zeigte, erfüllten sein Schicksal. Und so können wir Flüge mit Mittelholzer nur noch in seinen Büchern und besonders gut in seinem „Fliegerabenteuer" miterleben. G. von Meiß.

Militärisches.

Krieg auf Schweizerboden? Landesverteidigung — vom Ernstfall aus gesehen. Von Max Barthell. Verlag der „Tat", Zürich 1938.

Es ist eine undankbare Aufgabe, vor einem Buche zu warnen. Und doch, was nützen Buchbesprechungen, wenn man nicht wagt, das zu sagen, was man von einem Buche hält? — Die Landesverteidigung ist ein für unser Land und Volk so ernstes Problem, daß, wer sich öffentlich dazu äußern will, sich verantwortlich fühlen muß, für jedes Wort, das er spricht oder schreibt. Leider aber beginnt eine Schreibart sich des Gebietes der Landesverteidigung zu bemächtigen, die zum mindesten unpassend ist. Man wird vielleicht behaupten, es sei notwendig, populär zu schreiben; denn die breitesten Schichten des Volkes interessieren sich heute für die Fragen der Landesverteidigung. Gewiß, aber heißt populär schreiben tatsächlich den Stil von Filmdrehbüchern anwenden und mit geistreich scheinenden Phrasen, die nur an der Oberfläche plätschern, wichtigste Fragen abtun? Es ist interessant, daß diejenigen, die das Wort „Demokratie" zuvorderst im Munde führen und sich damit brüsten, dem Volke etwas zu geben, eben diesem Volke eine ausgesprochene Mißachtung entgegenbringen, indem sie sich gestatten, sich auf einem recht bedenklichen Niveau zu bewegen. Ich habe eine viel zu hohe Meinung von unserem Volke, als daß ich glauben könnte, es wolle in diesem Stile über Fragen, die um Sein oder Nichtsein sich drehen, orientiert werden.

Man mag das Barthell'sche Buch aufschlagen, wo man will, überall trifft man anstatt gründlich durchdachter Gedankengänge, schön klingende, aber nichtssagende Darlegungen.

Dieser Vorwurf ist so schwerwiegend, daß er belegt werden muß:

Gegen die These vom überraschenden Kriegsbeginn wird gesagt: „Sie entspricht nicht einmal dem Einfall der Hunnen, deren Annäherung man doch wußte und vor denen sich Furcht und Flucht breitete. Sie fielen allerdings und ohne Kriegserklärung ins friedliche Land. Aber sie sind auch nicht mehr." (S. 56.) Man fragt sich, was der Hunneneinfall mit den Kriegseröffnungsmöglichkeiten des 20. Jahrhunderts zu tun hat.

Gegen die Forderung der Dienstzeitverlängerung: „Darum glaube ich fest daran, daß nur durch die 20 Jahre Buben- und Jungmännererziehung durch unsere schweizerischen Mütter das Höchste erreicht wird. Und wenn uns die Mütter vom Schurzzipfel entlassen, uns freudig in die Obhut des Staates übergeben, dann hat dieser nichts zu verbessern, sondern nur zu bewahren." (S. 42.) So betrachtet, scheint das Problem der Soldatenerziehung allerdings sehr einfach. Doch nein; denn es heißt weiter: „Der militärische Erzieher, der unsere kurze Ausbildungszeit dafür verantwortlich macht, daß der Rekrut nicht zum Soldaten wird, hat einfach zu grobe Hände, als daß er die richtigen Saiten zum Schwingen bringt. Und daran ändert bestimmt auch eine längere Dienstzeit nichts." (S. 43/44.)

Gegen die Forderung nach einem verantwortlichen Chef der Armeeleitung: „Die heutige Organisation mit einem politischen Chef an der Spitze, der sich von

Fachleuten beraten läßt, ist daher doch nicht nur Tradition, sondern immerhin vernunftmäßig entwickelter Schutz vor Dilettantismus." (sic!) (S. 51.) „...Es fehle übrigens auch der „logische" Abschluß nach oben in unserer Militärhierarchie. — Je nun, das ist schon manchem Bau passiert, und doch stehen Tausende in Ehrfurcht vor dem Straßburger Münster, dem der „logische" Abschluß fehlt." (S. 54/55.) Es ist wahrlich nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, solche Ausführungen seien im Hinblick auf die Wichtigkeit des Problems nicht ernsthaft genug.

Als Verfahren, wie unsere Armee geleitet werden soll, wird vorgeschlagen: „Zunächst sollen unsere obersten Führer einmal ein, zwei Wochen zusammensitzen — selbst wenn das Papier auf ihrem Schreibtisch verbrannt werden müßte, um erledigt zu sein — und miteinander sprechen, Schwierigkeiten aufdecken und deren Beseitigung beraten." (S. 51.)

Diese wenigen Zitate, die beliebig vermehrt werden könnten, charakterisieren das Buch zur Genüge.

An keiner einzigen Stelle wird klar und deutlich gesagt, worauf es wirklich ankommt, nämlich auf eine Vertiefung wahren Soldatentums, und es wird verschwiegen, welch gewaltige Anstrengungen wir machen müssen und welche Opfer zu bringen sind, wenn wir bestehen bleiben wollen. Im Gegenteil, diejenigen, die sich nicht scheuen, verantwortungsbewußt auch bittere Wahrheiten zu sagen, werden mit einem gehässigen Seitenhieb als „Nurmilitär" abgetan: „Wenn es allerdings nur auf die Generalität, nur auf den Schrei nach „Sicherheit" ankäme, stünden die Mannen alle und immer unter den Waffen und ließen daheim die Frauen den Stall misten, die Drehbank surren und die Kultur pflegen." (S. 38.) „...Seitdem ... jeder Henkersknecht glaubt, er denke wie ein „Nurmilitär", läßt seine blutrünstige Phantasie die Welt erzittern." (S. 62.)

Ich kann es nicht glauben, daß unser Volk solcherlei „Aufklärung" über die Probleme der Landesverteidigung wünscht. Sollten solche Schriften tatsächlich Anklang finden, dann wäre dies ein Beweis dafür, daß es um uns schon recht schlimm steht. Umso notwendiger wäre es, deutlich vor solcher Denkweise zu warnen.

Gustav Däniker.

Tintrup, Hans: Krieg in der Ukraine, Aufzeichnungen eines deutschen Offiziers. Essener Verlagsanstalt. 1938.

Leiter von Volksbibliotheken sagen einem, und Buchhändler werden es bestätigen, daß Kriegsbücher nicht mehr verlangt werden. Damit ist selbstverständlich kein endgültiges Urteil über sie ausgesprochen, und ihre Beliebtheit nur dermalen verneint. Es ist begreiflich, daß in Zeiten, wo sich die Leser auf Kriegsgeschichten stürzen, mancher zur Feder greift, der eigentlich nichts zu sagen hat, sondern nur die ewig gleichen Abenteuer im üblichen Stile hinzuschreiben vermag. Diese Erzeugnisse verschwinden in kürzester Zeit sozusagen völlig vom Erdboden. Unter den von deutscher Seite erschienenen solchen Büchern haben wenige ein dauerhafteres Leben, wie dasjenige von Carossa, das von Binding, das Tagebuch von Dehmel und wohl noch einige andere, die wir nicht kennen. Einen dauernden Erfolg und eine erste Stelle wagen wir aber dem oben angezeigten Buche zu prophezeien, denn es erzählt nicht nur Erlebnisse — sie fehlen auch nicht —, sondern es gibt eine beispielhaft deutliche Vorstellung vom Wesen des Krieges, insbesondere eines solchen abenteuerlichen Zuges eines Heeres in fremdes Land. Da ist der Soldat als solcher die wichtigste Erscheinung, und zwar der deutsche, der bereits vier Jahre im Felde gewesen war und nun im Herbste 1917 diesen Feldzug in die Ukraine bis an das Asow'sche Meer macht. Der Soldat, der wieder heim möchte, der genug hat, aber nun doch auch von der unbekannten Fremde gelockt und von den Reichtümern an Nahrungs- und Genußmitteln und an anderen schönen Dingen — es war die Zeit vor der vollendeten Ausplünderung durch die Bolschewiken — gefesselt wird. Diesem Soldaten gilt die Darstellung in größtem Maße, nicht dem einzelnen, sondern dem Manne als Teil der Kompagnie. Immer wieder und von immer neuen Seiten schildert der Verfasser, der Führer einer solchen Kompagnie war, das Leben derselben auf dem Marsche, in den Quartieren und im Gefechte. Und sodann als Allerwichtigstes: die Stellung des Offiziers zur Mannschaft. Überaus eindrücklich wird einem deutlich, wie davon sozusagen alles abhängt; aber auch wie schwer es ist, die Leute in der Hand zu halten und doch ihnen alle Freiheit zu geben. Die

Tüchtigkeit des deutschen Soldaten, angeboren und anerzogen, tritt in klares Licht und ebenso, was es heißen will, ein guter Offizier zu sein. Daß das der Verfasser gewesen sein muß, ergibt sich nun nicht etwa, weil er sich in den Vordergrund stellte. Nicht im geringsten; sehr zarte und man möchte sagen innerste Seiten des soldatischen Herzens werden aus einem Tagebuch mitgeteilt, die von einem andern Offizier herrühren sollen. Um es in einem Wort zu sagen, ein ganzer Mann spricht zu einem und eine edelste Gesinnung, die als Grundton in dem ganzen Buche durchhält. Dazu eine meisterhafte Darstellung und Beherrschung der Sprache: jedes Wort ist abgewogen und das richtige. Der im deutschen Schrifttum so selten gewordene schöne Fluß und Rhythmus strömt hier in geradezu begeisternder Weise. Wer das Buch zum zweiten Male liest, und darauf achtet, wird aus der Bewunderung nicht herauskommen. Dazu die Kunst, Ereignisse, den Ablauf von Handlungen oder bestimmte Zustände deutlich zu schildern; auch eine Persönlichkeit, wie der Major wird in lebendiger Weise bis in teils sonderbare Seiten seines Wesens, aber eben im ganzen als ein außerordentlicher Mann fest und zugleich zart dem Leser vorgestellt.

Das Buch will nichts beweisen, nichts beschönigen: es fehlt nicht an Kritik insbesondere der oberen Stellen, deren Schreib- und Befehlslust, vor allem deren mangelhafte politische Einschätzung der Verhältnisse. Aber eben auf keine, weder verletzende noch schulmeisternde Weise. Von Carossa hebt sich das Buch für unser Empfinden deshalb vorteilhaft ab, weil es ein wirklich durch und durch soldatisches Buch, ohne ästhetische Nebenabsichten geschrieben ist und einer großen und harten Wirklichkeit mit männlichem Sinne in die Augen schaut. Das ist genug, um den Leser von der ersten bis zur letzten, in ein schönstes Abschiedswort an die Kompagnie ausklingende Zeile zu fesseln.

Es scheint des Lobes viel zu sein; aber wir zweifeln nicht, daß das Buch bei Offizieren und Geschichtsfreunden den gleichen Beifall finden wird.

Gerhard Boerlin.

Krafft von Dellmensingen: Der Durchbruch. Studie an Hand der Vorgänge des Weltkrieges 1914—18. Hanseatische Verlagsanstalt Hambrg. 1937.

Die amtliche deutsche Kriegslehre der Vorkriegszeit glaubte den Sieg vor allem in der Umfassung erstreben zu können. Die hauptsächlich in diesem Verfahren 1870/71 erzielten Erfolge haben diese Theje unterstützt. Vor allem ist es die „Cannae"-Lehre des Grafen von Schlieffen, welche in ihrer Beherrschung der deutschen Auffassung über die Angriffsführung eindeutig diesen Weg wies. v. Bernardi hat als einziger deutscher Schriftsteller 1912 zum Problem des Durchbruchs eine bejahende Haltung eingenommen. In Frankreich — wo der Artillerie auch in Fragen der Operationslehre eine größere Bedeutung beigemessen wurde als bei seinem späteren Gegner — findet man stärkere Ansätze zur Betonung des Durchbruches.

Der Weltkrieg bringt eine Reihe von Durchbruchsversuchen und Durchbruchserfolgen. Etwa 1914: der deutsche Durchbruchsversuch zwischen Toul und Epinal, jener der Franzosen an der Aisne, der Deutschen bei Peronne-St. Quentin, bei Gumbinnen. 1915: die Karpathenschlacht. Diese als Beispiele des operativen Durchbruchs. Vor allem dann die Durchbruchsoperationen durch eine geschlossene Verteidigungsfront im Stellungskrieg, von denen nur die größten genannt seien: 1915: Winterschlacht in den Masuren, in der Champagne, Neuve Chapelle. 1916: Brussilowangriff, Sommeschlacht im Juli-November. 1917: Offensive der Westmächte im Frühjahr, die Flandernschlacht August-Dezember und schließlich im Jahre 1918 alle im Westen durchgeführten Operationen größeren Stiles.

Krafft von Dellmensingen, der hervorragende Führer an der West- und Italienfront, legt in einer meisterhaften Form eine Studie vor, die sich ebenso tief schürfend mit den kriegsgeschichtlichen Grundlagen, wie mit der taktischen und operativen Methodik des Durchbruchs beschäftigt. Aufbau, historische Belegung verdienen hervorgehoben zu werden, wie das wissenschaftlich Maßvolle in der Formulierung. „Der Durchbruch bleibt immer die schwierigste Form der Entscheidung, eine ultima ratio, die dort anzuwenden ist, wo die anderen Entscheidungsmittel nicht verwendbar sind. Wenn es wohl zu weit geht, dem Durchbruch den Wert einer selbständigen Entscheidungsform abzusprechen, so ist doch zuzugestehen,

daß beim Durchbruch die Vollendung des Sieges weder taktisch noch strategisch erstritten wird.... So kann doch der geglückte Durchbruch der Ausgangspunkt zu großen taktischen und strategischen Ergebnissen werden, die hinter denen der reinen Umfassung nicht zurücktreten. — Die Hauptschwierigkeit besteht beim Durchbruch immer darin, ihn so weit vorzutreiben, daß der Gegner völlig auseinandergesprengt wird." Es ist geboten für unsere schweizerischen Verhältnisse zu betonen, daß Krafft einen Durchbruchserfolg nur der örtlich stärkern Partei voraussagt. Die Gefahr des Versackens eines nur in engem Rahmen erreichten Erfolges zeigt, daß eine Durchbruchsoperation der sorgfältigsten Vorbereitung auf breiter Front bedarf. „Der Durchbruch bleibt im ganzen eine unerwünschte, selten aus freien Stücken wählbare Entscheidungsform. Ob er in Zukunft seltener sein wird als im letzten Kriege, bleibe dahingestellt. Aber der Notwendigkeit, ihn zu wagen, wird man schwerlich aus dem Wege gehen können.... Jeder Führer muß gründlich mit den Gesetzen des Durchbruches mit allen Erscheinungsformen und Wirkungen vertraut sein." Mit einer seltenen Klarheit, mit einer auf das materiell und psychologisch Wesentliche sich beschränkenden Selbstdisziplin leitet der Verfasser diese Gesetze aus den Beispielen 1914—18 ab. Dabei bearbeitet er die Operationen des Gegners mit derselben Gründlichkeit und Ritterlichkeit wie jene der eigenen Truppe.

Für uns Schweizeroffeziere hat das Werk in doppelter Richtung noch eine besondere Bedeutung. Es muß sich naturgemäß weitgehend mit der Kampfform der Verteidigung beschäftigen. Denn zum Durchbruch schreitet der Führer nur, wenn er sich einem starken Verteidiger gegenüber befindet. Kriegsgeschichtliche Darlegungen über die Organisation der Verteidigung im Speziellen sind in Anbetracht der militärpolitischen und operativen Lage der Schweiz von besonderm Interesse. Dann beschäftigt sich das Werk einläßlich mit Fragen der Kriegsführung im Gebirge. Wir erinnern uns eines Ausspruches von Oberstkorpskommandant Bridler in seiner Vorlesung über Gebirgskrieg, es sei zu hoffen, daß Krafft, der hervorragende Kenner des Gebirgskrieges auf deutscher Seite, seine Erfahrungen zu Papier bringen werde. Wir Schweizer würden daraus großen Nutzen ziehen für unsere Verhältnisse. Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er es, hinsichtlich des Problems des Durchbruches, in dem vorliegenden Werk getan hat. Es wird zum Größten gehören, das über Kriegführung je geschrieben wurde.

Karl Brunner.

„Der Genius des Feldherrn". 10 kriegsgeschichtliche Studien, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Sanssouci-Verlag, Potsdam-Berlin 1937.

General v. Cochenhausen, der um die neuere deutsche kriegsgeschichtliche Forschung verdiente Präsident der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften, gab im Jahre 1937 schon ein Werk heraus, das mit dem vorliegenden manche Ähnlichkeit hatte. Wir meinen die „Schicksalsschlachten der Völker" [1]). Beide Veröffentlichungen befassen sich mit einer Anzahl ausgewählter militärischer Operationen, deren Darstellung Historiker von Ruf unternommen haben. Während jedoch die Auswahl der Studien in jenem Werke unter dem Gesichtspunkte der Auswirkungen erfolgte, die das kriegerische Geschehen auf die Entwicklungsgeschichte der Völker hat, soll sie hier einen Beitrag zur Frage des Einflusses der persönlichen Leistung des Feldherrn auf den Ausgang der Schlacht bilden.

Das hohe Interesse, dem die vorliegenden Studien zu Recht begegnen werden, vorläufig bei Seite stellend, sind wir der Ansicht, daß die Verfasser doch eher das Maß der Einwirkung des Feldherrn auf das Geschehen zu untersuchen beabsichtigten, als jene ganz andere Frage, die im Beiwort des Verlages im Vordergrund steht und in der Einführung des Herausgebers nur nebenbei erwähnt wird, nämlich, ob der Einfluß des Feldherrn unter den Bedingungen des modernen Krieges verneint werden müsse. Denn es wird im Ernst wohl kein Soldat bestreiten wollen, daß es sich auch heute nicht lediglich um den zweckmäßigsten Einsatz der Kampfmittel handelt. Und so werden die meisten Leser wohl das Buch schon mit der Überzeugung in die Hand nehmen, daß der „Genius des Feldherrn" je und je eine entscheidende Rolle gespielt hat und spielen wird. Ihr Interesse wird vor

[1]) „Schicksalsschlachten der Völker". Breitkopf und Härtel, Leipzig 1937.

allem der Feststellung gelten, inwieweit ein Feldherr die Bestimmungen seines Heeres in der eigenen Brust trägt.

Naseby, Klissow, Belgrad 1717, Hohenfriedeberg, Belle Alliance, Chancellorsville, Königgrätz, Tannenberg, Warschau 1920, sind die einzelnen Studien gewidmet, jede für sich ein kleines Kunstwerk. Der Reiz der Lektüre scheint uns darin zu liegen, daß die Verfasser dem Wesen der Feldherrn und den innern Gründen von Sieg und Niederlage nahe zu kommen suchen. Wir möchten Belgrad, von Oberst a. D. Rudolf Kiszling, Regensburg, von Prof. Dr. Paul Schmitthenner, Königgrätz von Müller-Loebnitz, Tannenberg von Generalmajor a. D. Buchfink und Warschau von Gunther Frantz hervorheben. Nicht etwa, um die Verdienste der anderen Verfasser zu schmälern. Vielmehr, weil an diesen Beispielen der Einfluß der operativen Entschlüsse auf die Entstehung der taktischen Bedingungen der Schlacht besonders deutlich herausgearbeitet ist.

Das Werk regt zu mancherlei Betrachtungen an. Es sei uns in aller Bescheidenheit gestattet, den Ausführungen der Verfasser auch einen Einwurf entgegenzusetzen, der sich bei dieser Gelegenheit aufdrängt.

Alle geschilderten Operationen spielen sich in großen Räumen ab, die mit verhältnismäßig geringen Truppendichten belegt sind. Die Verhältnisse von Raum und Zeit haben es von Naseby bis Warschau dem Feldherrn gestattet, seiner Persönlichkeit zu vollem Durchbruch zu verhelfen. Nicht behandelt werden Fälle moderner Kriegsführung, wie sie von September 1914 bis Ende 1918 in Mitteleuropa vorlagen. Dort hatte es der Feldherr unendlich schwerer, sein ganzes Können zu entfalten, weil moderne Massenheere auf beschränkten Räumen die Servituten des modernen Materials zur vollen Auswirkung bringen. In Mitteleuropa ist vorläufig auch für die Zukunft mit ähnlichen Verhältnissen zu rechnen. Jedenfalls scheinen die Auferstehung der permanenten Befestigung und die Entwicklung der Bewaffnung moderner Heere diesen Weg zu weisen. Und es schiene uns die Frage einer Untersuchung wert, ob die technische Entwicklung des 20. Jahrhunderts unter diesen Verhältnissen zu Gunsten des mittelmäßigen oder des hervorragenden Feldherrn arbeitet. Und weiter: Ist es richtig, Schlieffen folgend, den modernen Alexander am Kartentisch und Fernsprecher zu sehen, oder heute mit einer noch anderen Methode zu arbeiten, welche dem Führer erlaubt, durch den persönlichen Kontakt mit seinen Unterführern auf das Geschehen direkten Einfluß zu nehmen, während sein Gehilfe vom Arbeitstisch aus die Geschehnisse im Sinne seines Vorgesetzten zu leiten sucht? Die Studien des vorliegenden Werkes erweisen einmal mehr, daß zum Feldherrn nicht nur die Konzeption, sondern auch der Wille und die Möglichkeit der Verwirklichung gehören. G. Züblin.

Grundzüge der Wehrpolitik. Von Oberst a. D. K. L. von Oertzen. 2. Auflage, bearbeitet von Oberstleutnant Foertsch. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Hamburg 1938.

Der Zerfall wehrhaften Denkens geht äußerst rasch vor sich. Dies zeigte sich in Deutschland mit aller Deutlichkeit, nachdem der Versailler Vertrag die allgemeine Wehrpflicht verboten hatte und die enge Verbundenheit, die früher zwischen Heer und Volk bestand, dahinfiel. Als dann nach der Machtübernahme im Jahre 1933 die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt wurde, mußte das Volk recht eigentlich wieder zu wehrhaftem Denken erzogen werden. Zu diesem Zwecke ließ Oberst von Oertzen die erste Auflage seines Buches „Grundzüge der Wehrpolitik" erscheinen, und legte darin die verschiedenen Probleme klar. Inzwischen ist sehr vieles anders geworden, sodaß eine Neuauflage notwendig wurde. An Stelle des inzwischen verstorbenen Verfassers besorgte Oberstlt. Foertsch, ein früherer enger Mitarbeiter von Oertzen's, die neue Ausgabe. Obzwar für deutsche Verhältnisse geschrieben, enthält das Buch eine Reihe von Betrachtungen, die auch für uns von größter Bedeutung sind. In dem einleitenden Kapitel des Werkes werden die Grundlagen der Wehrpolitik, Raum, Volk und Staat behandelt; im weitern dann alle Einzelfragen über die Erziehung der Truppe, ihre Zusammensetzung, ihre Beziehung zur Technik, zu besonders bedingten Formen des Kampfes, zur Politik, zur Wirtschaft 2c. Auch die Altersfrage des Heeres, sowie der Führerersatz bilden Gegenstand eingehender Untersuchungen. Zum Schluß folgt eine Erörterung über die Verwendung des Heeres.

Alles in allem handelt es sich um ein Buch, das auch bei uns größte Aufmerksamkeit verdient, weil es imstande ist, Anregungen zum Nachdenken über Fragen zu geben, die nur allzuleicht nicht gesehen werden. Gustav Däniker.

Bücher-Eingänge.

Altheer, Paul: Der Ermordete spekuliert. Kriminal-Roman. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 184 Seiten, Preis Fr. 3.80.

Baumgarten, Eduard: Der Pragmatismus: R. W. Emerson, W. James, J. Dewey. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1938. 483 Seiten, Preis RM. 14.50.

Bowman, William Dodgson: Die Geschichte der Bank von England, von ihrer Gründung im Jahre 1694 bis heute. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1938. 210 Seiten, Fr. 10.—.

Briefe des Kampfes und des Glaubens. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Clark, Jane Perry: The Rise of a New Federalism. Columbia University Preß, New York, 1938. 347 Seiten.

Dibelius, Otto: Die werdende Kirche. Eine Einführung in die Apostelgeschichte. Furche-Verlag, Berlin NW 7, 1938. 336 Seiten, Preis RM. 5.60.

Eugster, Arnold: Johann Heinrich Tobler. 1777—1838. Festschrift zur Enthüllung des Tobler-Denkmals auf Voegelinsegg 1938. Druck von H. Stadelmann, Teufen (App.). 72 Seiten.

Farga, Franz: Genf. Roman einer Stadt. Albert Müller Verlag, Zürich, 1938. 188 Seiten mit 32 Kunstdrucktafeln, Preis Fr. 9.—.

Fester, Richard: Die politischen Kämpfe um den Frieden 1916/18 und das Deutschtum. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1938. 180 Seiten, Preis RM. 3.90.

Finckenstein, Ottfried, Graf: Die Mutter. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 300 Seiten.

Frey, Adolf: Ausgewählte Gedichte. Verlag H. R. Sauerländer & Co. A.-G., Aarau, 1938. 100 Seiten, Preis Fr. 2.80.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.